

Rund um den Markusplatz

FREDERIK HANSSEN gibt sich der Italiensehnsucht hin

In Venedig soll es ja gerade wunderbar leer sein. Die Einheimischen und ihre Tauben bleiben coronabedingt weitgehend unter sich. Ganz ohne das sonst übliche, grässliche Gedrängel könnte man jetzt den Zauber der Stadt erleben, die architektonischen Herrlichkeiten der Serenissima genießen. Wenn der Weg dorthin nur nicht so beschwerlich wäre! 1150 Kilometer mit dem Auto, 12 Stunden im Zug (nicht mit Faszings-, sondern mit Mund-Nasen-Maske!). Direktflüge in die Lagune werden derzeit überhaupt nicht angeboten.

Aber zum Glück gibt es ja auch in Berlin einen Markusplatz. In Steglitz. Auch er liegt auf einer Insel, einem urbanen Eiland, das umflossen wird von den unablässig rauschenden Verkehrsströmen auf dem Steglitzer Damm, der Albrecht- und der Halskestraße.

In seinem Zentrum findet man, wie in Venedig, ein Gotteshaus, das dem Apostel mit dem Löwen geweiht ist. Hoch und stolz ragt dessen Campanile in den hauptstädtischen Himmel, allerdings steht der Turm nicht separat wie bei seinem italienischen Gegenstück, sondern ist direkt ans Kirchenschiff angebaut. Das wirkt in seinem nüchternen Stil äußerst bescheiden im Vergleich zur überwältigenden Pracht des Originals.

Der Berliner Markusplatz ist keine steinerne Flanierfläche, sondern als Park angelegt, mit hohen Bäumen und üppigem Blumenschmuck, dazu kinderfreundlich, dank des großen Spielplatzes. Kanäle und Brücken gibt es rundum natürlich keine, doch der aus Schöneberg ange-reiste Tagestourist kann hier – mit italien-sehnsüchtig verklärtem Blick – dann doch Einiges entdecken, was an bella Venezia erinnert. Da sind zum Beispiel die eleganten Mosaiken an der Fassade der „Grundschule am Stadtpark Steglitz“. Die sind in eben jenem byzantinischen Stil gehalten, der auch die goldglänzenden Innendekorationen der Kuppeln von San Marco dominiert.

Es gibt es schöne Loggien ringsum in den Palazzi – wie die Italiener ja nicht nur Adressresidenzen nennen, sondern auch ganz normale Mehrfamilienhäuser – und sogar einen dieser versteckten, dunklen Durchgänge zwischen zwei Gassen, der unter einem Wohngebäude durchführt. Ganz so, wie man das aus Venedig kennt.

Selbst ein Pendant zum legendären, 1720 gegründeten Café Florian an der venezianischen Piazzetta findet sich in Steglitz, ohne eigene Musikkapelle zwar, aber perfekt gelegen am Markusplatz, mit diagonalem Kirchblick. Das erste Haus am Platze trägt hier den stolzen Namen „Bei Mutti“.

NACHRICHTEN

Rom benennt Konzerthaus nach Ennio Morricone

Die italienische Hauptstadt ehrt den verstorbenen Filmmusikkomponisten Ennio Morricone gleich mehrfach: Am Freitag dirigierte sein Sohn Andrea Musiker des Orchestra Nazionale dell'Accademia di Santa Cecilia im römischen Rathaus. Zugleich benannte das Stadtparlament den von Renzo Piano entworfenen neuen Konzertsaal der Stadt nach dem Oscar-Preisträger: Er wird künftig Ennio Morricone Auditorium heißen. Der Komponist war am 6. Juli mit 91 Jahren gestorben. dpa

Netzwerk fordert mehr Bundeshilfen für Literaturszene

Das Netzwerk Freie Literaturszene Berlin hat einen offenen Brief an Kulturstaatsministerin Monika Grütters die staatliche Verantwortung für die Literatur anmahnt. Nur fünf Millionen Euro für die Literaturbranche im Rahmen des „Neustart Kultur“-Programms seien eine zu geringe Summe. Auch sei die konzeptionelle Ausgestaltung der Corona-Hilfen zu kurz gedacht. So würden zwar Autoren honorare bereitgestellt, Kosten für Organisation und Moderation könnten aber nicht abgerechnet werden. Dies bevorzuge die subventionierten Literaturhäusern gegenüber den privatwirtschaftlichen Einrichtungen. Auch nicht-deutschsprachige Veranstalter, Lesereihen und Lesebühnen sollten ermutigt werden, Zuschüsse zu beantragen. Ebenso sollten Stipendienprogramme für nicht deutschsprachige Autorinnen und Autoren geöffnet werden. Der Buchhandel habe starke Umsatzeinbrüche erlitten. „Einnahmequellen durch Lesungen, Festivals u.ä. sind weggebrochen, freie Veranstalter könnten wegen der Hygieneauflagen nicht kostendeckend agieren. Die meisten Akteure und Akteurinnen der Literaturszene verfügen über keine Rücklagen und hätten schon vor der Krise in prekären Verhältnissen gelebt, heißt es in dem Schreiben. Tsp

Vielleicht ist die Zukunft gar nicht so wichtig

Der Lockdown, die Lockerungen und das Neue Normal: Krisenbetrachtungen aus einem Tessiner Dorf

VON MICHAEL SCHINDHELM

In der Übergangszeit des frühen Junis, als man bereits über die Brücke konnte, jedoch keine Waren mitbringen durfte, wurde ein Tessiner bei der Rückkehr von seinem für den Schweizer Zoll arbeitenden Landsmann dabei ertappt, wie er eine italienische Zeitung mit sich führte. Der Zöllner verzichtete auf die in jenen Tagen noch drohende Buße von 100 Franken und forderte den Übeltäter großzügig auf, die Zeitung zurück nach Italien zu bringen. Den anschließenden Ausschmückungen in den Medien zufolge tat der auf frischer Tat Ertrappte wie ihm geheißen. Er trank im Café gleich hinter dem Übergang, wo er die Zeitung vorher erstanden hatte, einen weiteren Espresso und las die Zeitung aus, bevor er mit vorschriftsmäßig leeren Händen in die Heimat zurückkehrte. Geschehen ist das Ganze in unserem Nachbardorf Ponte Tresa, das teils im Tessin liegt, teils in Italien.

Manche mögen das für eine ideale Win-Win-Situation halten, denn sowohl der rechtschaffene Zöllner als auch der Übeltäter und sogar die Bar auf der anderen Seite haben ihren Vorteil aus der Sache gezogen. Mich erinnerte der Vorgang an Onkel Otto, das Maskottchen des Hessischen Rundfunks und Star meines persönlichen Werbefernsehens, als ich vor einigen Jahrzehnten im kommunistischen Teil Deutschlands die Marktwirtschaft noch von außen betrachten durfte. Vor dem grobkörnigen Bild unseres Tesla-Fernsehers anno 1964 sitzend, bestaute ich als Knabe die von Onkel Otto präsentierte verführerische Konsumwelt des Westens: Man sang und dichtete aus unserem Tesla heraus von Aurora mit dem Sonnenstern, Sanso und Kinderschokolade.

Diese Zauberwelt lag eigentlich keine zehn Kilometer von unserem Zuhause in der DDR entfernt. Onkel Ottos Fernsehen war natürlich verboten. Abend für Abend übertraten meine Eltern und ich das Verbot und bildeten eine konspirative Zelle. Die westdeutsche TV-Werbung vermittelte eine Illusion, die stärker wirkte als der nicht besonders reale Sozialismus der DDR. Im Zeitalter der virtuellen Realität wird das Eintauchen in eine Illusion als Immersion bezeichnet. Wir haben im Osten Immersionen gehabt, bevor diese Dinge entdeckt worden sind.

Bis vor wenigen Wochen war die Erfahrung von Konsumknappheit, Immersion vor der Immersion und dem staatlichen Verbot scheinbar harmlos-menschlicher Tätigkeiten im privaten Zuhause das Privileg von Leuten aus politischen Diktaturen. In den 13 Wochen des Lockdowns habe ich von unserem Haus im Malcantone aus über den Fluss geschaut, ein seit 14 Jahren vertrauter Anblick, und doch plötzlich eine unerreichbare, virtuelle Welt betrachtet. Die Grenze an der Brücke beinahe unmittelbar vor dem Haus geschlossen wie ein eiserner Vorhang, drüben anfangs das wie ausgestorben anmutende Dorf, in das seit Mai eine wenn



Trügerisches Idyll. Unser Autor lebt im Malcantone, einer Bergregion im Schweizer Tessin. Der Blick über den Fluss Richtung Italien richtete sich in den 13 Wochen des Lockdowns plötzlich auf eine unerreichbare, virtuelle Welt. Die Grenze erinnerte an den eisernen Vorhang.

Foto: Imago

Wie einst in der DDR: Onkel Otto im West-TV war unerreichbar

auch depressive Betriebsamkeit zurückkehrte. Irgendwie erinnerte mich die Situation an das geteilte Front-Deutschland aus den Zeiten des Kalten Krieges.

Am 15. Juni kam der „Mauerfall“ auch in Ponte Tresa, das Neue Normal zog ein, drüben bei den italienischen Nachbarn zum Beispiel mit Temperaturmessern, Einweghandschuhen und Masken selbst am See und auf der Gasse. Mein Friseur erzählte von Eintrittskarten für den ligurischen Strand, an dem er jedes Jahr mit seiner Familie Ferragosto verbringt. Ich stelle mir eine nahe Zukunft vor, in der ich mir ein Abonnement für die Gänge im Kastanienwald hinter unserer Kirche beschaffen muss. Eine nostalgische Sehnsucht nach dem unregulierten öffentlichen Raum kommt auf.

Doch sind wir auf einem anderen Weg. Der öffentliche Raum von morgen lässt sich zum Beispiel in Hongkong besichtigen. Schilder, mit denen Hongkonger Parkbesucher auf all jene Aktivitäten hingewiesen werden, die auf dem Gelände untersagt sind, legen nahe, dass man es besser meide, weil im Grunde genommen außer Luftholen und Transpirieren nichts erlaubt ist. Doch ist Hongkong mit seinen 130 000 Einwohnern pro Quadratkilometer die dichtest besiedelte Stadt der Welt, und ohne behördliches Dekret scheint sich die kollektive Ordnung nicht aufrecht erhalten zu lassen.

Städte wie Hongkong sind Extremfälle, von denen sich trotzdem für uns etwas ableiten lässt. Das Neue Normal wird in europäischen Städten Trends verstärken,

die wir bisher nur aus den futuristischen Metropolen der Schwellenländer kennen. Vielleicht erleben wir jetzt eine Wirklichkeit, die eigentlich unseren Enkeln vorbehalten war.

Wie der Lockdown bereits gezeigt hat, richten wir uns allmählich in einem virtualisierten Kokon ein. Wir fördern unsere Einsamkeit. Avatare übernehmen mehr und mehr die Funktion zwischenmenschlicher Beziehungen. Fußballclubs haben in jüngster Vergangenheit die melancholische Leere der Stadien mit Pappkameraden bevölkert, während die Fans die Spiele vor der Glotze verfolgt haben. Gut möglich, dass der Mensch der nahen Zukunft sein umweltschonendes Alter Ego aus Kunststoff auf Reisen schickt, anstatt selbst zu reisen, oder ins Mahler-Konzert, während er dank Sennheiser und 3D-Video den Genuss auch auf der Wohnzimmercouch haben kann.

J.G. Ballard hat in seiner Kurzgeschichte „Familienglück“ das Szenario schon vor 40 Jahren zu Ende gedacht: Jeder lebt und stirbt für sich allein. Man lernt den Mann oder die Frau fürs Leben am Bildschirm kennen, zeugt dank künstlicher Befruchtung Nachkommen, die ihrerseits in Isolationsstationen aufwachsen. Der Held der Geschichte begeht dennoch den Fehler, nach 20 Jahren glücklicher Bildschirmbeziehung seiner Online-Frau den Vorschlag eines persönlichen Kennenlernens zu machen. Beim ersten Mal fühlen sie sich von der unattraktiven Gegenwart ihrer körperlichen Erscheinungen abgestoßen, doch als sie bei der zweiten Bege-

nung die beiden halbwüchsigen Kinder einbeziehen, kommt es zu einem Gemetzel, das vermutlich niemand überlebt hat.

Wahrscheinlich wird alles anders kommen. Vielleicht ist die Zukunft gar nicht so wichtig? Zu den interessanteren Nebeneffekten der Pandemie gehörte, dass Menschen nicht nur über Ängste geklagt, sondern auch weniger Stress erlebt haben.

Mit der Pandemie könnte die Gegenwart neu erfunden werden. Es ließe sich vermuten, dass hier eine Chance für die ansonsten als nicht-essentiell betrachtete Kunst besteht. Denn nirgendwo ist so prononciert von Gegenwart die Rede wie in der Kunst (Literatur, Musik, Theater etc.). In dem Sinne, wie sie mit dem Begriff umgeht, gibt es in der Politik oder Wirtschaft kein Äquivalent. Wir sprechen von Gegenwartskunst, aber nicht von Gegenwartspolitik oder -wirtschaft.

Kunst richtet sich demzufolge an Zeitgenossen. Zeitgenossen sind Menschen, die ein und dieselbe Gegenwart miteinander teilen. Die Gegenwart ist daher eigentliche Domäne der Kunst, nicht, wie so oft behauptet wird, die Vergangenheit.

Noch die Generationen des letzten Jahrhunderts gehörten einer sozialpolitisch definierten Epoche an, zum Beispiel der Nachkriegszeit oder den Achtundsechzi-

gern, und diese jeweilige Zeitepoche schrieb sich konkret in jede individuelle Biografie ein.

Doch wie sollte die jüngste Epoche vor Covid bezeichnet werden? Seit dem Ende des Kommunismus und spätestens seit dem 11. September 2001 schien die Welt in eine anonyme Zeit des grenzenlosen Kapitalismus eingetreten zu sein. Sie trieb voran, schneller als jede frühere Zeit, aber sie schuf keine soziale Identität wie zum Beispiel die Zeit um das Jahr 1989 oder jene der Millenials. Menschen waren zuletzt vielleicht zufällig Nachbarrinnen oder Kolleginnen, aber oftmals keine Zeitgenossinnen.

Gut möglich, dass wir nun in eine unvertraut gewordene Gleichzeitigkeit eintreten. Ein erheblicher Teil der wertschöpfenden Phantasie von Künstlerinnen und Kreativen könnte in den kommenden Jahren darauf gerichtet sein, Zeitgenossenschaft zu bilden. Menschen in der sozialen Gegenwart zu verbinden und vor dem Terror permanenter Zukunftssorge zu schützen. Kunst als Gegenwart als Gegenwart. Das Leben könnte wieder gelebt werden. Ansonsten wusste ja schon John Lennon: „Life is what happens to you while you're busy making other plans.“

— Michael Schindhelm ist Autor, Filmemacher, Kulturberater. Zuletzt erschien von ihm „Walter Spies: Ein exotisches Leben“, Hirmer. Sein jüngster Dokumentarfilm heißt „The Chinese Lives of Uli Sigg“. Er war 2005 bis 2006 Generaldirektor der Berliner Opernstiftung.

Auf der dunklen Seite Tasmaniens

In ihrem Film „The Nightingale“ erzählt Regisseurin Jennifer Kent eine grausame Geschichte aus dem Australien der 1820er Jahre

Irgendwann steht Clare ihrem größten Peiniger endlich gegenüber und erklärt: „Die Frau, die du dir genommen hast, deren Mann und Kind du ermordet hast, ist schon lange tot. Und du kannst nicht töten, was schon gestorben ist.“ Es ist ein fast schon erhabener Moment in diesem Film, und ihn hier vorwegzunehmen, ist kein echter Spoiler, weil „The Nightingale“ sich der erzählerischen Struktur des sogenannten Rape-Revenge-Genres bedient. Dass Clare (Aisling Franciosi) Lieutenant Hawkins (Sam Claflin) wiedersehen wird, das ist von Anfang an klar. Das Besondere an Jennifer Kents Version dieses Topos, das für gewöhnlich im Horrorfilm beheimatet ist: Die australische Regisseurin erzählt von sexueller Gewalt und weiblicher Rache im Modus des Westerns, vor dem historischen Hintergrund der sogenannten Black Wars, die in den 1820er Jahren einen Großteil der indigenen Bevölkerung Tasmaniens ausrotteten.

Kents Aufsehen erregender Debütfilm „Der Babadook“ war noch klassischer psychologischer Horror, mit ihrem zweiten Film wagt sich Kent nun gleich mehrfach

nach draußen: vom Privaten ins Politische, von der Gegenwart in die Geschichte, vom intimen zum epischen Erzählen. Denn „The Nightingale“ ist nach seiner Exposition mit Clares Martyrium vor allem eine auf mehrere Tage gedehnte Jagd durchs ewige Dickicht. Hawkins ist mit einer Crew auf dem Weg in die nächste Stadt, um seine Beförderung sicherzustellen, Clare ihm auf dem Fersen, mit der Hilfe von Aborigine Billy (Baykali Ganambarr).

Das Verhältnis der beiden wird bald zum emotionalen Kern und zum politischen Fluchtpunkt des Films. Clare, die als irische Kleinkriminelle in die Kolonie verschleppt wurde, um ihre Strafe als Leibeigene des Lieutenants abzubüßen, will erst keinen Schwarzen mitnehmen, weil sie „nicht im Kochtopf landen will“. Billy hingegen will für keine weiße Frau arbeiten. Dass es bei der

Feindseligkeit nicht bleibt, ist keiner Humanisierung geschuldet, die dem Kino oft etwas zu leicht von der Hand geht. Wenn Clare und Billy in lauernden Gesprächen am Lagerfeuer einander zunehmend erkennen, dann nicht als Menschen, sondern als je spezifischer Unterdrückte, mit einem gemeinsamen Feind.

„The Nightingale“ porträtiert eine koloniale Ordnung mit so klaren wie komplexen Hierarchien, bleibt aber doch fest im Genrefilm verankert. Nach dem DVD-Start letzten Monat wird der Western nun auch in ein paar Berliner Kinos laufen, und auf die große Leinwand gehört er auch: Das enge Bildformat verweigert der Landschaft jeden Pathos, Aisling Franciosis Gesicht und ihr dunkles Racheengel-Kostüm scheinen einer viktorianischen Gothic-Fantasie zu entstammen, aber die erdige Farbpalette holt den Film stets auf den morastigen Boden der Tatsachen zurück.

2018 lief „The Nightingale“ in Venedig, Kent war damals die einzige Regisseurin im Wettbewerb, was die Rezeption des Films ebenso überlagerte wie die Diskussionen um die explizite Gewalt.



Gegen den Feind vereint. Aisling Franciosi und Baykali Ganambarr. Foto: Drop-Out Cinema

Vor allem im Hinblick auf die namenlosen indigenen Opfer kolonialen Terrors lässt sich tatsächlich fragen, ob der historisch verbürgte Schrecken, dem Kent Rechnung tragen will, auch als dieser Schrecken gezeigt werden muss, um poetische Gerechtigkeit zu erfahren.

Andererseits durchkreuzt gerade die historische Erdung des Films jene Schaulust, die dem Rape-Revenge-Genre trotz seines feministischem Potenzials immer wieder nährt. So ist zwar noch keine halbe Stunde des Films vergangen, da wird Clare zum dritten Mal vergewaltigt, während man ihr schreiendes Baby gewaltvoll und für immer zum Schweigen bringt. Zu sehen aber, und das ist schrecklich genug, ist eher eine Montage aus Gesichern denn ein sexueller Akt, die gewaltvolle Herstellung einer Hierarchie. Körperlicher ist da schon die blutige Rache, aber auch die schafft keine Erlösung. Am Ende geht die Sonne nicht unter, sondern auf, ein Bild des Aufbruchs, vielleicht. Oder es geht einfach alles wieder von vorn los?

TILL KADRITZKE

— b-ware! Ladenkino, Zukunft (OmU)